

# Köln ≈ Campi

## Kunst ≈ Paris

Ingeborg Drews

### Mein Paris trägt grüne Schuhe



Leseprobe

Eine autobiografische Erzählung

**Das Buch:** „Wild“ wächst sie auf, ihr Spielplatz sind die Kriegstrümmer des Kölner Vorstadtviertels. Als es jedoch für die Erwachsenen wieder aufwärts geht, stößt Laura Wassenberg mit ihren eigenen Ideen zu Hause auf Unverständnis. Immerhin kann sie bei ihrer Gebrauchsgrafiker-Lehre die Freude an der Malerei ausleben. Und sie findet einen Ort, der ihr als Insel der Glückseligen erscheint: die Eisdielen des Pierluigi „Gigi“ Campi an der Hohe Straße in der Innenstadt. Hier swingt es, treffen sich Künstler, Jazz-Musiker und andere „Typen“. Fasziniert vom kosmopolitischen Ambiente, wagt Laura den Ausbruch. Nahezu mittellos fährt die 21-Jährige nach Paris, um an einer Kunsthochschule zu studieren. Wird sie die Hürden meistern? – Angelehnt am Nouveau Roman zeichnet Ingeborg Drews in ihrer autobiografischen Erzählung den Weg nach, den Laura im Jahre 1960 über die Champs Élysées beschreitet: äußerlich gefasst, aber gedanklich voller Sprünge zwischen Vergangenem und Zukunft, Elternhaus und Künstlerleben, deutschem Nachkriegs-Mief und der Bohème.

„Vor uns entsteht ein Kaleidoskop aus Momentaufnahmen des Pariser Melting Pots internationalen Künstlerlebens. Es ist aber auch ein Weg der Reflexionen über die deutsche Nachkriegsmoderne. Laura Wassenberg stellt den Eindrücken von der Metropole Erinnerungen an ihre Kindheit in einem Kölner Vorstadtviertel gegenüber, das noch vom Nationalsozialismus und dem Weltkrieg geprägt ist.“

Robert v. Zahn

**Dr. Ingeborg Drews**, geb. Weiser, Kölnerin, Jahrgang 1938. Lehre als Gebrauchsgrafikerin, 1958 bis 1960 Studium Malerei und Grafik an den Kölner Werkschulen und der „École des Beaux-Arts“ in Paris. IHK-Abschluss Handels-Englisch und -Französisch; beruflich u.a. bei der Afrika-Redaktion der Deutschen Welle engagiert. Erneutes Studium 1975 bis 1978 mit Abschluss in Freier Grafik an der FH für Kunst und Design Köln sowie 1991 bis 1995 an der Uni Köln mit Diplomabschluss in Psychiatrie. Seit 1958 journalistisch, literarisch und künstlerisch tätig. Veröffentlichungen u.a. *Die gewöhnliche Sternstunde* (Gedichte); *Verboten, Verbannt, Verbrannt* (Porträts verfemter Autoren der Nazi-Zeit in Wort und Bild). Seit 1998 regelmäßige Beiträge im *Jazz-Podium*. Für ihre Lyrik und satirische Fotografien wurde Ingeborg Drews mehrfach ausgezeichnet.

## Leseprobe\*

### „La vie est dur“ – das Leben ist hart

Wir Jungen waren vielleicht ungerecht diesen Eltern gegenüber, die uns nichts zu bieten hatten und nur über Notwendigkeiten sprachen, diesen armen Grauen gegenüber, die aussahen, als seien sie Entlassene aus einem Gefängnis. Wir sahen sie in einer Schande, weil Nazis dieses Land unterjocht hatten, und sie waren in Wahrheit wohl selbst eher geschändete, malträtierte, kriegsgezeichnete arme Schweine. Ganz normales Volk, das in die Mühle der Wahnsinnigen geraten war. Ob es auch hier in Paris lange und langweilig gar nichts gab, kein gutes Essen, keine Aperitifs, keine Zigaretten und keinen Rotwein?

Aber jetzt bin ich es, die hier angekommen ist wie ein Kriegsmensch und kein Geld hat. Hoffentlich reicht es bald für mehr als nur Baguette – vielleicht ein bisschen Leberpastete oder Käse, einen Tee. Ob ich mir auch mal ein Restaurant leisten kann, eines für die Studenten, im Quartier Latin? Aber wohl kaum, um ins Kino, Konzert, geschweige denn Theater zu gehen. Doch das wird mir nicht wehtun. Und das muss davon kommen, dass ich Mangel gewöhnt bin. Die Armut schenkt einem eine Freiheit, Mangel ertragen zu können. Eine Freiheit, die der Verwöhnte nicht kennt. Gab es in Paris damals auch keine Kohlen? Saßen nicht die Beauvoir und Sartre in den Cafés und schrieben dort, weil ihre Wohnungen nicht geheizt waren? Also auch hier weder Freude noch Fortkommen für lange Jahre, weder französisch-kultiviertes Schicksal noch Blick-in-die-Welt und erst recht kein Geld für Reisen? Auch hier?

Andererseits kennt Laura die Bilder, wie die Franzosen ausgelassen in den Straßen getanzt hatten, lachten, sich umarmten – nach der Befreiung von der Nazigewalt. Und jetzt blühen hier

wieder die alte Kultur und die neue, auch eine neue Freiheit, neue Kunst, und hinzu kommt der Jazz, der im Krieg auch hier verboten war. Die Niggermusik. Und dennoch ist es eine erhalten gebliebene Stadt.

In Giorgios Café, da gibt es auch von morgens bis abends „Niggermusik“. Aber war deshalb auch Köln noch intakt? Wo früher in den Bombennächten für Kinder kein Platz für Märchen war, gab es nun für uns junge Wesen keine Literatur. Kein Theater, kaum ein Kino, keine neue Musik, kein Schwung, kein Tanz, keinen Song, nicht einmal ein Liedchen. Alberne Schlager gab es wohl, meistens kitschige. Und die haben WIR NICHT mitgesungen. Bei den Erwachsenen war nach den Aufregungen der Bombennächte jetzt Stille eingetreten. Aber es war eine, die den grauen Charakter der Leere hatte, es gab eben nichts, lange lange nichts. Und die Winter waren kalt, kälter als zu Friedenszeiten. Nur wenig später sangen die Davongekommenen in den verbliebenen oder notdürftig ausstaffierten Kneipen abends diese Schlager, auch Operettenmelodien, nach Schallplatten. Tranken ihren „Knolli Brandi“, den Schnaps aus Kartoffeln, und versuchten rührend, die letzten Jahre zu vergessen.

Für Laura stand fest: Mit so einer Leere wollte sie ihr Leben nicht beginnen. Da entdeckte sie die erste Eisdiele. Und Giorgio. Das war etwas Neues, anderes. Dass die erste Eisdiele in ihrer Stadt und in ihrem Leben DIE geistige Institution für Jahrzehnte werden sollte, konnte sie damals nicht wissen. Aber es roch so, es roch so ganz anders in dieser Eisdiele. Es roch nicht nach Leere und nicht nach Zeit ohne Lied, es roch nach Espresso, Vanille, Frascati. Die Besitzer sprachen mit ihren Freunden Italienisch, was ganz von allein wie Musik, wie Singen, wie Theater war. Sie lachten auf Italienisch. Sie lachten überhaupt! Es machte auf Laura den aufregenden Eindruck, dass sie hier die wahre Welt entdeckt hatte. Sie war zu ihr gekommen. Jetzt erst verstand sie das Kinderlied, in dem das kleine Hänschen in die weite Welt hineingeht – und das sie als kleines Mädchen ganz anders gesungen haben soll: „Hänschen klein – gingelein – inne wulle wellenein.“

In Giorgios Eisdiele gab es eine lange, schöne, glänzende Theke und ihr gegenüber eine Spiegelwand, die das Café vergrößerte, das nur ein langer Schlauch von der vorderen zur hinteren Straße war.

Im Keller saßen die Eisköche, ein Ehepaar aus den Dolomiten, das man nie sah. Sie saßen als Geheimnis im Dunklen, und dieses un-nachahmliche Eis der beiden war ein Geheimnis, das man unter Freunden einander weitersagte; wer sie einmal genossen hatte, diese kleinen kalten Bällchen bei Giorgio, vergaß sie nie. Vorne vor der Theke gab es Barhocker, man konnte an der Theke dazwischen auch stehen, all die Stunden, die man bei den anhaltenden Diskussionen sich eben bei Giorgio aufhielt.

Jetzt war ich schon an die 15, 16 Jahre alt. Sehr blond und sehr wütend darüber! Giorgio fand es wahrscheinlich eher schön, dass ich so blond war, „una bella bionda“. Zur gleichen Zeit hatten wir Mädchen im Lyzeum etwas von Jazzmusik gehört. Von der wilden Musik, die aus Amerika kam. Ein besonders gescheites Mädchen, das Ly Kindt hieß, spielte auf dem Klavier in der Turnhalle (da stand eines) den *Schättenuga-Schuschu* (oder wie das Lied hieß). Was „Chattanooga“ bedeutete, wusste ich nicht, wollte es aber herausfinden. Jedenfalls war der Song rasant und rhythmisch, wir Mädchen (welche man eine Generation früher „Backfische“ genannt hat) tanzten wie die Verrückten, wir lachten, gerieten außer Atem, wirbelten umeinander herum, bis eine von den Nonnen auftauchte und uns Stille gebot. Wieder die Stille der Leere. Die Nonne verbot auch, dass hier getanzt würde. Schon gar nicht auf solche Musik. Da war's passiert! Diese Musik würden wir uns nie mehr ausreden lassen und die Lebensfreude auch nicht, die uns zum ersten Mal gepackt hatte. Jetzt wurde überall Ausschau gehalten nach Jazz! So, wie ich es hier auch tun werde. Ich werde sie schon finden, die Jazzlokale von Paris!

Es gab bei uns dann bald einen Plattenladen und eine Zeitschrift, die sich nur mit dieser Musik befasste. Und es gab - was sich schnell herumgesprochen hatte - eben Giorgios Eisdiele. Der forsche Sohn einer italienischen Mutter, der ebenso nichts heftiger liebte als den Jazz, war unser Mann. Außerdem gab es noch einen neu aufgekomenen Schallplatten-Laden und einen berühmten Schallplatten-Collecteur, mit Namen Peters. Jeder versuchte, zu ihm zu gelangen, und dieser nahm alle bereitwillig auf. Man hockte halbe Nächte in seiner großen dunklen Wohnung und hörte die raren Platten, die er werweißwo ergattert hatte. Er gab wohl all sein Geld nur für Jazz aus.

Bei Giorgio hatte ich dann einmal einen ungarischen Gitarristen kennengelernt, Attila Zoller. An einem anderen Abend kam dieser Attila Zoller sozusagen hereingeweht, bei Herrn Peters, dem Schallplatten-Collecteur. Er war unruhig. Er sagte, er führe mit der „Liberté“ in den nächsten Tagen nach New York (der Jutta Hipp hinterher, in die er schmerzensehr verliebt war). Wie hatte er sich nur die Schiffspassage verdient - oder zusammengeborgt? Attila Zoller redete falsches, komisches Deutsch, war temperamentvoll, lustig, auch unsicher und bescheiden, dann wieder frech-charmant, freundlich. Von Statur kräftig, dunkel, beweglich, ja, ein Ungar. Er fluchte ganz natürlich, wie ich so etwas noch nie vernommen hatte. Außerdem hatte ich seine Musik gehört, vor allem seine schwermütigen, traurigen Balladen. Sie waren gut, und der Titel *You go to my Head* ganz ausgezeichnet, ich hatte ja schon ein Ohr für Jazz. Hörte außerdem, dass ihn alle Welt „Shivi“ nannte - das heißt auf Ungarisch „Herzchen“, verriet mir einer. Nicht, dass man von ihm hätte sagen können „Ja, so ein Herzchen“, wie man im Rheinland gern bemerkt. Oh nein, dieses Herzchen rief, wo es auftauchte, einen Tumult hervor.

Er war mitteilksam, rege, voller Ideen wie voll Wut, schlicht unwiderstehlich. Seine schönen braunen Augen ruhelos, hatte er diesen Zug der besonderen nervösen Energie, die sagt: Der Mann wird das tun, was er will, auf jeden Fall. Vor allem aber war er für mich junges waches Mädchen ein ungarischer Mensch, nie hatte ich einen solchen gesehen, einen aus der feurigen Rasse dieser legendären Ungarn! Ich hatte nämlich alle Klischees auf Vorrat im Gemüt, aus den Operetten und aus alten Filmen. Ich wusste nicht, wie sehr Zoller diese Klischees hasste.

Ich sah jetzt, seinen ungarischen Akzent hörend: Zigeuner, Csardas-Tänze, herrliche Pferde, Puszta, Budapest, Varazdin, und ich roch Gulasch. Einmal stellte er mich bei Giorgio einem berühmten Musiker als „my fiancée“ vor, seine Verlobte. Also noch daheim - und bei Herrn Peters -, ohne noch alles Weitere zu wissen, fand ich den Zoller rasant. Ein Mann von bebendem Temperament, und natürlich schön. Wahnsinnig schön! Aber jetzt ist er in Amerika und ich bin in Paris - und ich sollte aufhören, an ihn zu denken.

Viele Jahre später soll sie hören: Attila Zoller hat tatsächlich den besten Gulasch gekocht, den es auf der Welt gibt, so erzählen es sich

einige Musiker in Amerika. Man hielt dort viel von seinen ungarischen Kochkünsten. Und seine amerikanische Frau Helen Selma Gottenberg hielt viel von seinem K.u.K.-Charme, ihre jüdische Familie sah ihn auch so. Und noch viel später soll Laura von Attila hören, sie hätten ihn doch alle gehalten für einen Kiss-die-Hand-Madame. Und das hatte ihn sehr geärgert, es hätte ja nicht gut gehen können.

### **Wäre ich besser daheimgeblieben?**

Bald kannten wir jungen Leute, die sich bei Giorgio einfanden und in den Milchbars, wo es auch die neue schwarze Musik gab, das Grundsortiment unserer Jazzmusik: den *St.-Louis-Blues* von Armstrong, das *Mood Indigo* von Ellington, das *Ain't Misbehavin* von Fats Waller, und Ella Fitzgeralds sowie Count Basie's *April in Paris*. Wie haben sie doch alle, diese Jazzmusiker aus USA, Paris sofort geliebt und in ihren Songs untergebracht! *April in Paris* wurde von uns schmachtend nachgesungen.

Wir reisten Ella Fitzgerald hinterher, zum Konzert in Frankfurt. Sie trug ein großes pinkfarbenedes Kleid, und alles wogte amerikanisch an ihr, es war ein Erlebnis. Und dann wollten wir bald auch alle selber in die besungene Stadt, auf nach Paris, mit oder ohne Fitzgerald. Und jetzt bin ich da!

Auswendig kannten wir: Sidney Bechets *Sweet Lorraine*, Glenn Millers *In the Mood*, Benny Goodmans *I got Rhythm*, Nat King Cole's *Mona Lisa*. Und immer wieder hörten wir nachdenklich und traurig Billie Holiday's *Strange Fruit*; natürlich auch Gospel-Songs, swingende Tanzmusik und alles, was zu uns herüberkam aus dem uns blendend jung erscheinenden, dem warmherzig schwarzen, immerzu swingenden Amerika.

Zu Giorgio zu kommen, das war schon mal was, instinktiv wollte ich, wann immer es ging, durch seine vornehme Glastüre kommen. „Ja, ja“, sagte ein Freund, dem ich davon erzählte, „das war der einzige kosmopolitische Ort in dieser Stadt, sonst gab es ja nichts. Er war wie das Bullauge, das einzige, durch das man hinausblicken konnte in die Welt.“ Zu Hause sah ich immer schon von weitem den Namenszug Giorgios als Leuchtreklame im Oval seiner Umrundung, die geliebte Lichtschrift über dem Café. Sie leuchtete

nicht nur mir voran. Aber mir machte sie eine solche Freude, dass ich dachte, ich würde gleich über die Grenze nach Italien kommen. Und dazu noch zum Jazz – was eine sonderbare Kombination war und eine, die gerade mir gefiel. Dabei natürlich zu den „anderen Leuten“, wie Albrecht Fabri das genannt hat. Er hatte im Krieg seine Nebenwege gefunden und sagte dazu: „Ich war bei anderen Leuten.“ Das hatte sie sich gut gemerkt. Schon der Fabri war bei Franzosen gut aufgenommen worden.

Bisher hatte ich doch nichts verstanden und nichts gefunden, das ich hätte lieben können. Die im Radio gehörten Nazi-Parolen nicht, dann das Reden der Nachkriegs-Deutschen über den neuen Mercedes nicht, auch alle Gebote und Predigten so wie die Lebensart der Nonnen in der Schule nicht. Sah ich die ovale Leuchtreklame, war das alles sofort aus meinem Bewusstsein verschwunden. Ich ging durch die Glastür in „mein“ Eiscafé, zu diesem Giorgio, immer so schön wie möglich! Und Gleichgesinnte waren natürlich auch alle schön. Jeder auf seine Art „echt schön“.

Sie waren eben Typen, wie wir das genannt haben. Das war das höchste Kompliment: „Der (oder die) ist ein Typ.“ Niemand hat herausgefunden, wie die Bezeichnung entstand oder wer sie zuerst gebrauchte. Seltsamerweise sprachen wir bei Dingen, die uns gefielen, auch das Wort dufte aus, welches aus Berlin, wer weiß wie, herübergekommen war. Unsere Eltern finden unsere Sprache ja albern, sie äffen uns nach. Ob das immer zwischen den Generationen so ist?

Hier in Paris gibt es im Argot auch recht sonderbare Redewendungen. Zum Beispiel: „Elle est vachement belle.“ Die ist kuhmäßig schön. Oder, wenn einen einer nervös macht: „Tu me casses les pieds“, was bedeutet: Du zerbrichst mir die Füße.

Der heftigste Ausdruck der Ablehnung einer Person hieß bei uns Jazzliebhabern: „Der (oder die) swingt nicht.“ Für uns „Typen“ war von Anfang an wichtig der Jazz, unsere neue Welt, ebenso wie das zu ergatternde gute Buch, die freche Dichtung eines François Villon, Abhandlungen über Philosophie, Fremdsprachen, der Existenzialismus, die schwarzen französischen Filme, Poeten wie Jacques Prévert und natürlich das anzustrebende Flair der alten Weltstadt Paris. Und: Jeden guten Song auf Englisch auswendig zu lernen, die Lyrics, das zählte, war uns wichtig, weltanschaulich sozusagen. In

der Schule hätte man meinen können, das sei doch eine gute Übung für Englisch. Aber keine der Nonnen hätte das zugegeben, denn es war ja Niggermusik. Wir suchten das international Intellektuelle, die weltläufige Poesie, die absurde Literatur, wir liebten Stücke von Samuel Beckett sofort, als sie bei uns in den Theatern auftauchten, und man sparte sich das Eintrittsgeld von irgendwas ab. Da war auch Sinn für Ironie, – waren wir nicht selbst in ironischer Lage, in unserer ganzen Jugendzeit?

Aus dem Nachbarland Österreich hörten wir den Wiener Schmäh, den Humor und ätzenden Sarkasmus des Herrn Karl (des „Qualtinger“) oder den des Herrn Kreisler (*Geh'n wir Tauben vergiften im Park!*) oder den des Herrn Muliar. Von all diesem gab es auch einiges bei uns im Theater, und nicht zu vergessen hatte Giorgio mit Hans Koller, Attila Zoller, Roland Kovac und Johnny Fisher, die aus Wien kamen, musikalisch zu tun. Ich kenne die Wiener jetzt gut, lernte in Giorgios Café auch perfekt Wienerisch, obwohl ich noch nie in Wien war. Ob ich auch dahin einmal komme? Auch das gehörte zu den Verrücktheiten in Giorgios Café.

Ich vermisse das hier. Aber ich bin auf dem Weg zur „École des Beaux-Arts“ und zur „Académie Julian“. Oder wäre ich besser daheimgeblieben? Was aber wäre passiert? Ich hätte nicht studieren können ... Die Kunstschule – wer hätte es verstanden?

Wir suchten also schon bei Giorgio die ersehnte Weite der Welt. Und wir probten natürlich den Aufstand gegen die Alten, gerecht oder ungerecht. Das Fernsehen wurde erfunden, wir sahen mit unsagbarem Schrecken die ersten Filme über die Konzentrationslager und den Krieg. Als wir es im Fernsehen sahen, drang etwas Schreckliches in unser Bewusstsein ein, das wir zwar geahnt, aber nicht gewusst hatten. Etwas, das wir nun nie mehr vergessen sollten. Filme können eine Härte haben, die fast schärfer ist als die Wirklichkeit, die sie abbilden. Vielleicht, weil sie diese Wirklichkeit auf Dauer dokumentieren, anhalten, ansehbar machen. Jetzt war es aus, jetzt wollten wir nur noch weg von hier. Aber wir sahen auch heimkehrende Kriegsgefangene aus Russland, die erschütternden Szenen, wie sich die verloren Gelaubten nun um ihre Frauen und Kinder schmiegen, diese jammervollen Gestalten. Und wir weinten vor den neu erfundenen Geräten. Wir dachten dann über unseren Kanzler nach, Adenauer,

den wir nicht recht beurteilen konnten. Er hatte das bewirkt, er war nach Russland gereist und hatte es fertiggebracht – eine große Tat, ohne Zweifel.

Die Musik der schwarzen Amerikaner, der Jazz, wurde nun erst recht unsere Erlösung. Er führte hinaus aus der Schwärze des Kriegs und der Schwärze der KZ, dem neu aufkommenden Katholizismus mit seinem Katechismus, den wir hatten auswendig lernen müssen. Ich erinnere mich, wie er mich als Kind gequält hat, dieser Katechismus. Darin stand: Geht man sonntags nicht in die Kirche, ist das eine Todsünde. Also ein Freifahrtschein zur feurigen Hölle – für Nur-nicht-zur-Kirche-Gehen! Wenn man aber doch keine Lust dazu hatte ... Nichts wie raus aus der Schwärze des Katechismus, der Schwärze der Dogmen und überhaupt der Schwärze aller Ideologien. Jazz. Ein besseres Schwarz sozusagen, ein ganz anderes Schwarz.

Junge Menschen haben nichts gegen Gebete. Ich bete hier in Paris auch, so still für mich. Ich bin fromm. Aber wir hatten zu starken Druck erfahren, so wandten wir uns ab. Und dass wir jetzt Jazzfans und Sonderlinge für die Alten sind, aber unter uns umso einiger, das hilft. Es hilft mir auch in Paris. Geht man in einen Jazzclub, ist man unter Gleichgesinnten. Als Mädchen kann man auch spät abends ganz ohne Scheu alleine dort hingehen, niemand sieht einen schief an oder will etwas von einem – das ist beruhigend. Auch in Paris kann man also abends eigene Wege gehen.

In Giorgios Café war es natürlich ähnlich ... Ich hätte ja auch daheimbleiben können, und oft zu Giorgio gehen. Es gibt da gepolsterte rote Bänke vor dem langen Spiegel, das finde ich schön. Je öfter ich hingehe, desto mehr wird mir die Bank, der Kasse von Giorgio gegenüber, zum Zuhause. Einmal saß Louis Armstrong auf der Bank und lächelte breit. Man konnte seine behäbige Stimme aus der Nähe hören. Ein Bekannter raunte, er hätte in Köln eine Geliebte. Und er raunte singend noch weiter: „Jetzt hätt dat Schmitze Billa in Poppelsdorf en Villa.“ Das war ein Karnevalssong. Ich habe mir überlegt, was der wohl gemeint hat. Ob da etwas dran war? Und ob der Herr Armstrong überhaupt reich genug wäre für eine Villa in Deutschland? Das Ganze konnte auch einfach eine Unverschämtheit dieses Bekannten sein. Es war für mich schlicht eine Wonne, den lächelnden Armstrong zu sehen. Und ja, was immer im Café getratscht wurde – zu Giorgio zu kommen, das war doch was.

Mit der Zeit wurde unsere neue Welt immer toller. Die sechziger, siebziger Jahre in der langsam belebten Stadt, die Rundfunkstation wuchs zu einem Kulturzentrum ganz in der Nähe. Gute Konzerte, neue Musik, weltweit berühmte erste Aufführungen. Jazz, Swing, Elektronische Musik, Weltmusiker zu Gast in den neuen Orchestern. Da machten sie mit, Stockhausen, Luigi Nono, Bruno Maderna, Evangelisti. Sie tauchten bei uns auf, wurden erkannt, und plötzlich war es eine Weltstadt. Ja, als ich nach Paris wollte, war es eine Weltstadt geworden. Aber ich hatte doch meinen eisernen Plan.

Alle kamen jetzt in die Eisdielen. Sie wussten, da trifft man sich, also einsam war ich nicht mehr, und sie flanieren noch immer durch den Schlauch, spielen Schach, diskutieren mit Giorgio und untereinander bis in die späten Nachtstunden. Es ist ein besonderer Ort: Nicht selten leuchtet das Café-Licht aus der Glastüre ebenso wie die Reklame darüber bis um vier Uhr nachts hinaus. Auch aus dem Theater kommen sie noch spät herüber. Es gibt *Die Wupper* von Else Lasker-Schüler. Helmut Griem diskutierte mit mir über Malerei, Dichtung, Politik nach dem Krieg. Er las bei mir zu Hause Gedichte von Ringelnatz vor. Wolfgang Forester begleitete ihn. Von Anfang an verehrt habe ich Else Lasker-Schüler, las ihre Gedichte. *Helles Schlafen – Dunkles Wachen*. Wie sie die Liebe sieht. Ihre Sprache ist gewunden, graziös wie Jugendstil und jüdisch-reich: „Meine Seele, die die deine liebet, ist mit ihr verwirrt in Teppich-Tibet.“ Ja, ich bin ihr verwandt, aber wer weiß das schon.

Und dennoch: So ein Café ist kein Daheim und auch keine Aufgabe.

## Bestellcoupon

### So einfach können Sie bestellen:

- Überweisen Sie den Gesamtbetrag auf das unten genannte Konto.
- Schicken Sie den ausgefüllten Bestellcoupon
  - per Post an: Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln;
  - oder** per Fax an: 0221 368 55 40;
  - oder** mailen Sie Ihre Bestellung an: rr-verlag@t-online.de (bitte AGB anerkennen und Lieferadresse nicht vergessen!).
- Lieferung nach Zahlungseingang
  - innerhalb Deutschlands frei Haus!**
  - für Lieferungen ins Ausland zzgl. 5,00 Euro Versandkostenpauschale.
  - Sie erhalten eine Rechnung mit Bestätigung Ihrer Vorauszahlung.

<b>Hiermit bestelle ich:</b>	
___ Rheinwärts.....	à 12,80 €
___ Herwegh-Wanderführer .....	à 5,95 €
___ Max und Moritz .....	à 12,95 €
___ Mein Rodenkirchen .....	à 6,00 €
___ Eine Runde .....	à 14,80 €
___ Altenbrak.....	à 7,80 €
___ Schritt für Schritt .....	à 19,80 €
___ Jakobsweg .....	à 9,90 €
___ Der Vorgebirgsrebell.....	à 19,80 €
___ Luther. Kirche Chile .....	à 10,00 €
___ metronom .....	à 19,80 €
___ Den Himmel ausgebreitet	à 10,00 €
___ <b>Mein Paris.....</b>	<b>à 22,80 €</b>
<input type="checkbox"/> Den Gesamtbetrag von _____ Euro habe ich überwiesen auf Konto 292 152 600, BLZ 100 777 77, Norisbank (Empfänger: Roland Reischl; auf der Überweisung habe ich meinen Vor- und Zunamen angegeben).	
<input type="checkbox"/> Ich habe im Internet unter <a href="http://www.rr-koeln.de">www.rr-koeln.de</a> die AGB des Roland Reischl Verlages gelesen und erkenne diese hiermit an.	
<input type="checkbox"/> Ich möchte den Newsletter an meine E-Mail-Adresse erhalten.	
<b>Absender/Lieferadresse:</b>	
Vor- und Zuname:	_____
Straße, Nr.:	_____
PLZ / Ort:	_____
Tel. (für Rückfragen):	_____ oder E-Mail: _____
Datum:	_____ Unterschrift: _____

## Über den Verlag



Für das Buch über die Kölner Jazzkneipe „metronom“ gründete der freiberufliche Journalist Roland Reischl (Foto) 2008 einen Verlag. Mithilfe der Autoren, engagierten Helfern und den Leserinnen und Lesern möchte Reischl als wertvoll erachtete Erinnerungen wie Erfahrungen vor der Vergessenheit bewahren und die Poesie des Alltags würdigen: ob nun in Köln oder Paris, dem Rheinland, Rheinhessen, Südbaden, dem Harz oder Chile. Denn wer weiß schon, wo wir uns morgen wiedersehen?

**Kontakt: Roland Reischl Verlag, Herthastr. 56, 50969 Köln  
Tel./Fax: 0221 368 55 40, E-Mail: rr-verlag@t-online.de**